



Paul Veyne:
Als unsere Welt christlich wurde (312-394).
Aufstieg einer Sekte zur Weltmacht
Aus dem Französischen von Matthias Grässlin
München: C. H. Beck 2008
1. Aufl. in der beck'schen reihe
2011, 223 S., 12,95 €
ISBN 978-3-406-60128-6

Unsere Welt ist nicht mehr christlich, aber noch sind die Kirchen keine Sekten. Als die Christianer in der heidnischen Welt der Römer noch eine waren, hat ihnen ein Kaiser geholfen, eine privilegierte Religion zu werden, aus der eine Staatskirche und dann eine Weltmacht wuchs. Die Rolle dieses Kaisers Konstantin (ein Heiliger, erster christlicher Kaiser, Ahnherr Europas ...) ist seit jeher umstritten.

Dies nicht nur wegen der auf ihn zurückgehenden Judenverfolgung und der nach seinem Tod gefälschten „Konstantinischen Schenkung“, welche die Päpste nutzten, ihre Macht zu legitimieren und ihren Reichtum zu vermehren. In der säkularen Szene Deutschlands dominiert wohl das Urteil von Karlheinz Deschner (hpd, 8. Juni 2007), der ihn „einen ‚Ketzler‘ ... und Stammbaumfälscher, einen Räuber großen Stils, einen Mordbrenner, Terroristen, einen Verwandtenmörder, Massenmörder, ein welthistorisches Scheusal“ nennt. In diesen Debatten spielte das Für und Wider, wie berechnend dieser Kaiser war, der angeblich auf dem Sterbebett „heidnisch“ widerrief, auch immer eine Rolle.

Der französische Althistoriker Paul Veyne (Jg. 1930), geht diesen und weiteren Vorwürfen anhand der Quellen nach und zeichnet den Beginn der christlichen Weltmachtbildung in einer ebenso bildhaften wie persönlich Sprache nach. Er spricht mit der Leserschaft und benennt die Zufälle, denen der Anfang ausgesetzt war, garniert mit vielen passenden historischen Anekdoten, die zeigen, dass hier Menschen und nicht Ideologien handelten. Veyne liefert eine Kulturgeschichte, wie und warum dieser christliche Glaube (in seiner damaligen Gestalt!) in achtzig Jahren Schritt für Schritt Sklaven und Angehörige der Unterschichten und viele Adlige „ergriff“ – und so auch den Kaiser, seine Partei und einige seiner letztlich obsiegenden Nachfolger.

Eine Notwendigkeit des Sieges bestand nie, aber die Versprechungen und Verheißungen des Christentums, gerade der Glaube an Jesus, an den einen Gott als Anführer der Heerscharen auf Erden, knüpfte ein festeres Band auf Seiten der Christianer als auf Seiten der Heiden, mit ihrer Vielgötterei. Hinzu kamen Zufälle, die als Zeichen von oben gedeutet werden konnten. Denn am Beginn und am Ende dieser Geschichte stehen zwei Schlachten. Am Abend vor der Schlacht an der Milvischen Brücke 312 bekehrte sich Konstantin zum Christentum. Am Ende besiegelte Theodosius im Gefecht am „kalten Flüsschen“ (heute Vipacco an der Grenze Italiens zu Slowenien) das Verbot des Heidentums.

In beiden Schlachten und denen dazwischen ging es immer um Thronkämpfe – in denen die Kontrahenten auch ihre Ideologien schärften. Die Überschriften, in denen Veyne die Historie berichtet, provozieren bewusst: „Ein Retter der Menschheit: Konstantin“ (S. 11-25), „Ein Meisterwerk: Das Christentum“ (S. 26-41), „Das andere Meisterwerk: Die Kirche“ (S. 42-53), „Der Traum der Milvischen Brücke, Konstantins Glaube und Bekehrung“ (S. 54-64), „Kleine und große Beweggründe der Bekehrung Konstantins“ (S. 65-78), „Konstantin als ‚Vorsitzender‘ der Kirche“ (S. 79-88), „Das doppelte Jahrhundert: Das heidnische und christliche Reich“ (S. 89-101), „Das Christentum schwankt, dann triumphiert es“ (S. 102-109) und „Eine relativ ‚tolerante‘ Staatsreligion. Das Los der Juden“ (S. 110-125).

Das Buch von Veyne ist nicht nur wegen der spannenden Konstantinischen Erzählung lesenswert, sondern auch, weil der Autor übergreifende und höchst aktuelle Fragen erörtert. Am Anfang geht es immer wieder um das Thema „Wahrheit“. Während ein naturalistischer Humanismus derzeit diesen Begriff an verifizierbarer Wissenschaft festmachen möchte, erklärt Veyne, was er unter kultureller Wahrheit versteht. Er beschreibt und vergleicht die

bekennende religiös begründete Wahrheit der Christianer mit derjenigen der Heiden als einen Streit um Wahrheiten.

Welche Religion war „wahr“ und wer glaubte was wirklich. Einerseits kann sich ein Historiker diesen Fragen nicht entziehen, weil sich die handelnden Personen diese Fragen auch gestellt haben. Andererseits verlockt der Rückblick zur Illusion der Einheitlichkeit im Glauben und zur Annahme, man habe sich stets und ständig bekannt:

„Der Verzicht auf die Wahrheitsfrage schafft die Illusion, es gebe Zeitalter des Glaubens, in denen alle Menschen gläubig sind; würde jedermann sich der Wahrheitsfrage stellen, dann müsste zumindest eine Minderheit überrascht feststellen, dass sie der Gegenstand ihres postulierten Glaubens völlig kalt lässt. ... Diese Wahrheitsfrage [welches ist die wahre Religion, H. G.] mag uns selbstverständlich vorkommen, als eine Frage, die sich immer und überall spontan aufdrängt, doch im Laufe der Jahrhunderte war das keineswegs der Fall. ... Die Wahrheitsfrage ist weniger zwingend, als man glaubt. Wir fragen uns nicht immer, bei jedem Thema, ob eine Sache wahr ist.“ (S. 42)

Nach diesen Einschränkungen (es geht immer um Wahrheit, aber das ist nicht immer wichtig), widmet sich Veyne zwei weiteren aktuellen Fragen und fügt einen Anhang bei über „Polytheismus und Monolatrie im alten Israel“ (S. 153-179). Die erste aktuelle Frage lautet: „Ideologie – was ist das eigentlich?“ (S. 126-139). Er meint, dass der Begriff der Ideologie zu sehr die Probleme, um die es dabei geht vereinfache, v. a. zu rational operiere, zu sehr simplifiziere. Am Beispiel Konstantins belegt Veyne, dass hier eher eine kulturelle Pragmatik am Werke ist, die nur aus der Zeit und den Vorstellungsvermögen der Zeitgenossen heraus erklärt werden könne.

Das zweite aktuelle Beispiel: „Hat Europa christliche Wurzeln?“ (S. 140-152). Schon der Begriff „Wurzel“ sei in Gesellschaftsanalysen sehr fraglich. „Das Abendland steht im Ruf, den Humanitätsgedanken und die Sanftmut besonders kultiviert und auf seine Fahnen geschrieben zu haben; und diese Sanftmut verdanke es dem christlichen Einfluss, der seine Sitten gezähmt habe. Ich fürchte, diese Vorstellung ist weder falsch noch richtig, die Beziehungen eines Glaubens mit dem Rest der sozialen Wirklichkeit dürften sich nämlich als viel komplizierter erweisen.“ (S. 141)

Veyne entwickelt seine These dann an mehreren Beispielen (darunter Individualismus und Universalismus; Religion und Politik). Am Ende resümiert der Autor, sich auf Jean-Claude Passeron berufend: „Europa hat keine christlichen oder anderen Wurzeln, sondern es hat sich in Entwicklungsstufen, die nicht vorhersehbar waren, schrittweise herausgebildet; keiner seiner Bestandteile ist ursprünglicher als irgendein anderer. Europa ... ist ... das Ergebnis einer Epigenese. Das Christentum ebenfalls.“ (S. 152)

Horst Groschopp

Die Rezension erschien zuerst am 28. März 2011 bei „diesseits.de“